

José Oscar Beozzo

Der arme Migrant

Auf der Wanderschaft zu einer menschlicheren Existenz

I. Nomaden im neuen Jahrtausend

Die Mobilität der Menschen ist zum Markenzeichen unserer Zeit geworden. Im Jahre 1995 transportierten allein die Fluggesellschaften etwa 1,2 Milliarden Menschen, das ist mehr als ein Fünftel der Weltbevölkerung. Autos, Busse, Züge und Schiffe brachten eine noch größere Anzahl von Personen von einem Land in ein anderes, von einer Region in eine andere. Gut die Hälfte der Weltbevölkerung war damit von Ortsveränderungen betroffen, über mehr oder weniger große Entfernungen hinweg. In der Gestalt des Tourismus, heute in vielen Ländern die Hauptindustrie und -einnahmequelle, wird diese intensive Bevölkerungsbewegung erwünscht und gefördert. Allein Frankreich beherbergt im Jahr mehr als sechzig Millionen ausländischer Touristen, während die Schweiz einen Touristenstrom aufnimmt, der zweimal so groß ist wie die ansässige Bevölkerung.

Flüchtlinge

Es gibt jedoch auch andere, weniger heitere und glückliche Ortsveränderungen, die sich

die Leute, die sie erleben, nicht gewünscht haben, als Ergebnis von Kriegen, ethnischen Säuberungen, Natur- und Wirtschaftskatastrophen, die die Zahl von Asylsuchenden und Flüchtlingen anwachsen lassen. Die Anzahl der Flüchtlinge verdoppelte sich in den vergangenen zehn Jahren und stieg auf 18,2 Millionen; ein Drittel davon betrifft Afrika, wo vor allem die Tragödien von Burundi, Ruanda, Liberia, Somalia und die Tragödien, über die man weniger spricht, nämlich Mozambique und Angola, zu nennen sind, die seit mehr als drei Jahrzehnten zuerst in Unabhängigkeitskriege und anschließend in Bürgerkriege verstrickt sind. In Asien stehen die Flüchtlinge aus Afghanistan an erster Stelle, im Nahen Osten die Palästinenser, die Kurden und die Opfer des Krieges am Persischen Golf, in Europa die Flüchtlinge des Krieges in Ex-Jugoslawien und der Konflikte in der ehemaligen UdSSR (Armenien/Aserbeidschan; Rußland/Tschetschenien) und in Lateinamerika die Flüchtlinge der Kriege in Mittelamerika, vor allem in Guatemala, wo man bis heute noch keinen Friedensvertrag zustande gebracht hat. Zu diesen Flüchtlingen kommen 25 Millionen Personen, die innerhalb von Ländern im Kriegszustand unterwegs sind¹.

Wirtschaftsflüchtlinge und Flüchtlinge ohne Ausweispapiere

Und dann gibt es noch die armen Migranten im Überlebenskampf, die in Ländern mit einer florierenden Wirtschaft verzweifelt einen Platz an der Sonne suchen und dadurch die Masse der unqualifizierten Arbeitskräfte anwachsen lassen, die den Schwarzarbeitsmarkt beleben. Sie bilden das Heer von Mexikanern, Haitianern, aus der Dominikanischen Republik stammender und vieler anderer Lateinamerikaner und Karibikbewohner «ohne Papiere» in den Vereinigten Staaten; in Westeuropa bilden sie die Masse der sogenannten «Wirtschaftsflüchtlinge» oder «illegalen Einwanderer» aus Osteuropa und Afrika. In einem Klima, das von einer zunehmend fremdenfeindlichen öffentlichen Meinung bestimmt ist, werden die Ausländer immer mehr

diskriminiert, gejagt, verhaftet und in summarischen Gerichtsverfahren ohne Recht auf Berufung ausgewiesen. Das 1994 in Kalifornien approbierte Dekret 187 schloß etwa 1,7 Millionen Arbeiter ohne Papiere mitsamt ihren Frauen und Kindern vom öffentlichen Erziehungs- und Gesundheitswesen aus. In der 1994 in Kairo abgehaltenen Konferenz der UNO über Bevölkerung und Entwicklung konzentrierte sich die Presse auf die Diskussion über Abtreibung, Zugang zu den Mitteln der Empfängnisverhütung und Durchsetzung der Rechte im Zusammenhang mit der Fortpflanzung; sie vernachlässigte dagegen sehr stark die lebhaften Debatten über die Probleme von Entwicklung, Recht auf Einwanderung und Schutz für Migranten und Flüchtlinge, die für die weniger entwickelten Länder und die davon betroffenen Menschen lebenswichtig sind. Sogar im Falle legaler Einwanderer war es in einer so wesentlichen Frage wie der der Familie nicht möglich, den reichen Ländern mehr zu entlocken als die Erklärung, daß «die Familienzusammenführung einen wichtigen Faktor bei der internationalen Immigration darstellt». Hinzugefügt wurde die schäbige Empfehlung, man möge das Recht auf Zusammenführung der Mitglieder einer Familie sicherstellen, ohne daß dies von den Staaten als Verpflichtung anerkannt wurde².

Dieselbe Welt, die auf den freien Verkehr von Kapital, Waren und Touristen zusteuert, verschließt sich den Flüchtlingen und armen Einwanderern in brutaler Weise mit Gesetzen, die immer restriktiver werden, wenn sie nicht gar von Fremdenhaß und kaum verhohlenen Rassismus vergiftet sind. Das Institut des «humanitären Asyls» mit seinen biblischen Wurzeln in den «Asylstädten» (Dtn 19,1-13) befindet sich in der Krise, da es durch gesetzliche Regelungen ersetzt wird, die seine Anwendung drastisch einschränken und sich in der Praxis in Gesetze verwandeln, die nicht mehr das Asyl, sondern die summarische Verbannung der Flüchtlinge zum Inhalt haben.

Das Bild, das sich uns heute bietet, können wir in der Aussage zusammenfassen, daß in den armen Ländern der Druck zur Auswanderung als Weg, um Bürgerkriegen, ethnischen oder religiösen Säuberungen, Folter, Gewalt und politischem Mord, Arbeitslosigkeit und

Mittellosigkeit, die das wirtschaftliche Überleben gefährdet, zu entfliehen, im Wachsen begriffen ist. Gleichzeitig werden in den reicheren Ländern die Barrieren angehoben, um Flüchtlinge aufzunehmen, und es gibt immer mehr gesetzliche Einschränkungen für arme Einwanderer.

Exodus vom Land in die Städte

Neben diesen internationalen Wanderungsprozessen wiederholt sich im Süden der Welt, allerdings in einer sehr viel dramatischeren Weise, das große europäische Phänomen des 19. Jahrhunderts und der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts: das der internen Migrationen vom Land in die Städte. Die ihres Landes Beraubten verlassen den ländlichen Raum und bewirken ein Anschwellen der städtischen Siedlungsgebiete, in denen sie unter immer ärmlicheren Bedingungen leben. Städte wie São Paulo entwickelten sich von kleinen städtischen Zentren mit weniger als 20.000 Einwohnern innerhalb von kaum mehr als hundert Jahren zu Riesenstädten, die sich der 20-Millionen-Grenze nähern. In Favelas, Armensiedlungen, unter Brücken und Unterführungen überleben dort Millionen von Menschen, die im äußersten Fall ins Heer der Obdachlosen und Straßenbewohner abrutschen. Kalkutta, Bombay und Delhi in Indien, Djakarta in Indonesien, Kairo, Lagos, Kinshasa und Johannesburg in Afrika, Mexiko, Caracas, Bogotá, Lima, Santiago, Buenos Aires, Rio de Janeiro und São Paulo in Lateinamerika folgen demselben Muster krankhaften Wachstums: Notunterkünfte und städtisches Elend, verschlimmert durch die Arbeitslosigkeit und den Zusammenbruch der sozialen Leistungen des Staates in der neuen Welle neoliberaler Politik. Im Brasilien von heute ist etwa ein Drittel der Bevölkerung abgewandert und lebt außerhalb des Herkunftsortes.

Saisonale Migranten

Dann gibt es noch diejenigen, die aus Arbeitsgründen saisonale Wanderungen auf sich nehmen und zu den großen Ernten von Trauben,

Orangen, Äpfeln, Zuckerrohr, Kaffee, Tabak und anderen Erzeugnissen ziehen oder sich in ärmlichen Unterküften am Rande großer öffentlicher Arbeiten einrichten: bei Projekten wie Staudämmen, Talsperren, Wasserkraftwerken und Eisenbahnanlagen. Manche Menschen sind ständig unterwegs: Seeleute, Flugpiloten, Lastwagenfahrer für Fernstrecken, Angestellte von multinationalen Unternehmen und diejenigen, die, wie die Zigeuner, das Nomadendasein zu ihrer Tradition und ihrem Lebensstil machen.

Pilger und «Nomaden Gottes»

Und schließlich gibt es noch diejenigen, die sich aus religiösen Gründen auf Pilgerschaft begeben; sie konzentrieren sich im Hinduismus auf die Ufer des Ganges, im Islam streben sie Mekka als Ziel an, im Christentum die großen Wallfahrtsorte Rom, Assisi, Lourdes, Santiago de Compostela, Fátima, Guadalupe in Mexiko, Aparecida in Brasilien, das Heilige Land und insbesondere Jerusalem, den Ort, an dem die drei großen monotheistischen Religionen Judentum, Islam und Christentum sich begegnen und sich trennen. Wichtige Anliegen vereinen heute Gläubige und Nichtgläubige in neuen Pilgerbewegungen: in den Friedensmärschen von Assisi und Sarajevo, im Marsch der Schwarzen nach Washington gegen die Rassendiskriminierung, in *Romarias da Terra* in Brasilien, initiiert von den «Sem Terra» (Landlosen), die ein Stück Land zum Bearbeiten und Wohnen fordern, im «Schrei der Ausgeschlossenen», einem Marsch, den die Sozialpastoral in Brasilien organisiert hat, um den Ausschluß öffentlich zu brandmarken, der mit der Politik der neoliberalen «Strukturanpassung» die Armen getroffen hat.

In diesen Zusammenhang gehören auf eine ganz besondere Weise die messianischen Wanderungen bestimmter indigener Völker wie der Guaraní, die seit dem 16. Jahrhundert bis heute noch aufbrechen, um nach dem «Land ohne Übel» (*Terra sem Males*) zu suchen. Ihr Exodus wird ausgelöst durch Prophezeiungen ihrer Schamanen, die, überzeugt vom nahen Ende der Welt, ihre Landsleute auffordern, in

einem «Land, in dem man nicht stirbt», in dem die jungen Mädchen ihre Jugendlichkeit behalten und die Erde ihre Ernte ohne mühselige Arbeit hergibt, Zuflucht zu suchen.

Ein tiefer Grund bewegt fast alle Migranten: die geheime Hoffnung auf ein leichteres Leben mit mehr Möglichkeiten zum Überleben und zum Wohlstand für sich und ihre Kinder, der Traum, aus der Armut herauszukommen und ein neues Leben beginnen zu können.

II. Spiritualität des armen Einwanderers

Das Land, in dem Milch und Honig fließen

An ihrem Ausgangspunkt hat die Spiritualität des armen Einwanderers viel von der Erfahrung Abrahams und den Verheißungen des Exodus an sich: ein Wagnis eingehen, indem man seine Heimat verläßt auf der Suche nach einem besseren Land für sich und seine Familie. «*Ich bin herabgestiegen, um sie der Hand der Ägypter zu entreißen und aus jenem Land hinaufzuführen in ein schönes, weites Land, in ein Land, in dem Milch und Honig fließen ...*» (Ex 3,8).

Der Aufbruch wird in erster Linie vom Überlebenswillen bestimmt. Diesem Weggang haftet nichts Romantisches an, und der Arme verfügt kaum über Alternativen. Der Einwanderer verläßt sein Land im allgemeinen, weil harte Not ihn dazu zwingt. Da sind die Söhne Jakobs, die auf der Suche nach Brot nach Ägypten ziehen, auf die Gefahr hin, nicht aufgenommen zu werden, schlecht behandelt und betrogen zu werden (Gen 42–45); da sind die nach Babylonien «Verschleppten» (2 Chr 36) und, in moderner Zeit, diejenigen, die illegal einwandern, Schwarzarbeit annehmen und oft, als halbe Sklaven, die Prostitution oder andere entwürdigende Formen der Ausbeutung akzeptieren und sich dabei nur an die Hoffnung auf Überleben klammern.

Ohne Haus und ohne Land, aber verankert in der Hoffnung

Die Träume, die den Einwanderer vor seiner Abreise beflügelten, verwandeln sich bald in den Alpdruck der Diskriminierung, wie es das

Buch Jesus Sirach so treffend schildert: *«Schlimm ist ein Leben von Haus zu Haus; denn wo du als Fremdling weilst, darfst du den Mund nicht aufstun. Ein Fremdling bist du, und Schmach mußt du schlucken und mußt noch bittere Worte hören.»* (Sir 29,24–25)

Die Situation des Einwanderers in einem fremden und feindlichen Land ist das Hauptthema des ersten Briefes des Petrus an die Menschen «ohne Haus», die *pároikoi*, die Christen, die verstreut und verloren in den Städten und Dörfern Kleinasiens, auf den unwirtlichen Hochebenen der heutigen Türkei, leben. Der Brief versucht, sie zu ermutigen und ihnen den Rücken zu stärken angesichts der Mißachtung und Diskriminierung, angesichts der Beleidigungen (1. Petr 4,14), der schlechten Behandlung (2,19), der Verleumdung (3,16) wegen der Tatsache, daß sie Fremde und Christen sind³. Er empfiehlt ihnen: *«Fürchtet euch nicht vor ihnen und laßt euch nicht erschrecken»* (3,14); *«Geliebte, ihr seid Pilger und Fremde (...) Führt unter den Heiden ein vorbildliches Leben, damit sie, die euch jetzt als Übeltäter verleumden, durch eure guten Taten zur Einsicht kommen und Gott preisen am Tag des Gerichts.»* (2,12)

Angesichts der Verlassenheit dieser Christen «ohne Dach und ohne Land» dringt Petrus darauf, daß sie die Gemeinde aufbauen als das «Haus» der «Unbehausten» und darüber hinaus untereinander Entgegenkommen und Gastfreundschaft üben: *«Seid untereinander gastfreundlich, ohne zu murren.»* (1 Petr 4,9)

Der Widerspruch zwischen Traum und Wirklichkeit, die Erfahrung vieler Mißerfolge und die Schwierigkeit, zu Wohlstand zu kommen und sich zu integrieren, drohen den armen Einwanderer in die Mutlosigkeit und Verzweiflung zu treiben.

Wenn seine Schwäche ihn lehrt, den Wert der Solidarität zu schätzen, dann liegt das Wesentliche an seiner spirituellen Erfahrung in der Frage: Wie kann man in schwierigen, widrigen Zeiten die Hoffnung bewahren?

Die Tugend, die die Einwanderer bewegt, ist letzten Endes die Hoffnung, die Tugend der Füße. Sie läßt nicht zu, daß wir in Niedergeschlagenheit verfallen oder uns auf den Boden werfen, sondern hilft uns, aufzustehen und uns auf den Weg zu machen, wie Elija hinauf zum Horeb (1 Kön 19).

«Führe heimwärts, Jahwe, unsere Gefangenen wie die Bäche des Negev.» (Ps 126, 4)

Am Ende erhält der Traum von der Rückkehr den Einwanderer aufrecht. Nicht nur der Traum, aufzubrechen und zu einem menschlicheren, glücklicheren Leben zu finden, sondern auch der Traum heimzukehren nährt die Hoffnung im Alltag. Selten ziehen die Einwanderer weg mit dem Entschluß, niemals wieder zurückzukommen. Sie gehen fort in der Hoffnung, in ihr Land, zu ihrer Familie, ihrem Volk zurückzukehren und dieselbe Erfahrung zu machen wie die Exilierten bei ihrer Rückkehr in die Heimat:

«Als der Herr das Los der Gefangenschaft Zions wendete,/ da waren wir alle wie Träumende./ Da war unser Mund voll Lachen/ und unsere Zunge voll Jubel.» (Ps 126,1–2)

Pilger und Fremdlinge

Aber der letzte Horizont der Spiritualität des Einwanderers rührt von der tiefen Erfahrung her, daß wir «Pilger und Fremdlinge» (1 Petr 2,12) sind, daß wir hier keine dauerhafte Bleibe haben und daß eine bessere, endgültige Heimat auf uns wartet, in einer radikalen Öffnung zum Transzendenten, wie uns der Hebräerbrief lehrt: *«Voll Glauben sind diese alle gestorben, ohne das Verheißene erlangt zu haben, nur von fern haben sie es geschaut und begrüßt und haben bekannt, daß sie Fremde und Gäste auf Erden sind.»* (Hebr 11,13) Und er führt uns noch Mose als Vorbild vor Augen, denn dieser *«hielt standhaft aus, als sähe er den Unsichtbaren»* (Hebr 11,27).

Es ist das «Unterwegssein» jedes menschlichen Lebens, das den heiligen Augustinus ausrufen läßt: *«Inquietum est cor nostrum donec requiescat in te»*, «Unser Herz ist unruhig, bis es ruht in Dir», und das den heiligen Thomas dazu veranlaßt, die Grundverfassung des «*homo viator*», des wandernden Menschen, zum Zentralbegriff seiner *Summa theologiae* zu machen.

Dies vermittelt demselben heiligen Thomas ein feines Gespür für den Horizont, in dem sich die theologalen Tugenden bewegen. Wenn der Glaube der Ausgangspunkt und Beginn jeglicher christlichen Erfahrung ist,

wenn die Liebe an sich die größte Tugend ist (1 Kor 13,13), dann ist die Hoffnung ihrerseits die erste Tugend des «*homo viator*» auf seinem irdischen Pilgerweg.

In «Das Tor zum Geheimnis der Hoffnung»⁴ gelangt Charles Péguy zu einer ähnlichen Erkenntnis:

«Der Glaube, den ich am liebsten mag, sagt Gott, ist die Hoffnung.»

«Die kleine Hoffnung schreitet einher zwischen ihren zwei großen Schwestern, und man beachtet nicht einmal, daß sie da ist.

Auf dem Pfad des Heils, auf dem fleischlichen Pfad, auf dem holprigen Pfad des Heils, auf der endlosen Straße zwischen den beiden großen Schwestern schreitet die kleine Hoffnung.

Voran.

...

Und in der Mitte, zwischen den beiden größeren Schwestern, scheint sie sich schleppen zu lassen.

Wie ein Kind, das nicht Kraft genug hätte, zu gehen.

Und das man wider Willen weiterschleppt auf dieser Straße.

Und in Wirklichkeit ist sie's, die die beiden andern voranzieht.

Und sie voranschleppt.

Und die ganze Welt in Bewegung bringt.

Und sie voranschleppt.»

III. Die Herausforderung der Zuwendung, der Gastfreundschaft und der Solidarität

«Herr, wann haben wir dich als Fremden gesehen und dich bei uns aufgenommen?» (Mt 25,39)

Die Anwesenheit des Einwanderers stellt unsere Gleichgültigkeit gegenüber dem Leid und der Angst desjenigen in Frage, der ein Ausländer, ein Durchreisender ist, dem die Kultur, das Volk oder die Religion des Ortes, an dem er ankommt, fremd sind. Der arme Migrant zwingt uns, nach den Ursachen zu fragen, die den Massenexodus von Völkern und gesellschaftlichen Gruppen hervorrufen.

Die Zuwanderung ist nicht nur eine ökonomische oder politische Herausforderung. Sie ist auch eine spirituelle Herausforderung. Es geht darum, ein Gegenstück zur

Spiritualität des armen Einwanderers zu schaffen und eine spirituelle Beziehung der Wechselseitigkeit von seiten derer aufzubauen, die in den Regionen, Ländern und Städten leben, in denen die Migranten ankommen.

Heutzutage nehmen die Reaktionen der Feindseligkeit, Diskriminierung, Ablehnung und sogar der Verfolgung und physischen Gewalt gegen ausländische Migranten zu, wobei die Gefahr besteht, daß in Europa die alten «Pogrome» wiederaufleben, die einst den Juden galten und sich jetzt gegen die Ausländer im allgemeinen und gegen die Muslime im besonderen richten, nämlich gegen Algerier, Marrokaner, Tunesier, Türken, Bosnier.

In den Vereinigten Staaten sind die Schwarzen noch immer die Zielscheibe der Diskriminierung, und jetzt kommen die Lateinamerikaner und Asiaten hinzu; in Asien und Australien sind es die Chinesen und Vietnamesen, in Brasilien die Bolivianer und im Süden des Landes die Zuwanderer aus dem Nordosten. Die «ethnischen Säuberungen» im ehemaligen Jugoslawien und die Massaker zwischen verschiedenen Stämmen Schwarzafrikas lassen für die Zukunft nichts Gutes ahnen.

Eine Spiritualität der Zuwendung und Gastfreundschaft, des Mitgefühls und der Solidarität zu entwickeln und zu pflegen, ist eine dringende und notwendige Aufgabe. Eine solche Spiritualität müßte noch tiefer verwurzelt werden im Bemühen um mehr Gerechtigkeit in den internationalen Beziehungen und mehr Gleichheit und Solidarität unter den Völkern.

Für die Aufnahme der Migranten bestehen objektive Schwierigkeiten sowohl in ökonomischer als auch in politischer und kultureller Hinsicht. Die gegenwärtige weltweite Krise der Arbeitslosigkeit erschwert die Aufnahme neuer Arbeitskräfte, insbesondere derjenigen ohne berufliche Qualifikation. Die Unterschiede in Sprache, Religion und Kultur richten erhebliche Barrieren für das gegenseitige Verstehen auf; uralte Vorurteile und Haßgefühle werden von Rechtsparteien, von Presse und Fernsehen wiederbelebt, die gierig nach Ursachen und Sündenböcken für die Zunahme der Gewalt in den Städten, der Unsicherheit, der Arbeitslosigkeit oder der wirtschaftlichen Rezession

suchen. Selbst in diesem für Offenheit gegenüber Fremden so ungünstigen Klima ist es in erster Linie die eigene Gottesvorstellung, die für den Christen auf dem Spiel steht. Wie kann man den Fremden ablehnen und weiter zu dem Gott beten, der *«Waisen und Witwen ihr Recht verschafft, die Fremden liebt und ihnen Nahrung und Kleidung gibt»* (Dtn 10,18), der *«Herrlichkeit, Ehre und Frieden»* jedem verheißt, *«der das Gute tut, zuerst dem Juden, aber ebenso dem Griechen, denn Gott richtet ohne Ansehen der Person»* (Röm 2,10-11)?

Wie soll man vor den gerechten Richter treten, der von uns Rechenschaft fordern wird: *«Ich war fremd, und ihr habt mich nicht aufgenommen»* (Mt 25,43) und der uns befiehlt, dem Beispiel des Samariters zu folgen (Lk 10,25-37), der sich um einen Fremden kümmert, um ihm zu helfen und ihn zu retten?

«Einen Fremden sollst du nicht ausnützen oder ausbeuten, denn ihr selbst seid in Ägypten Fremde gewesen.» (Ex 22,20) In Ermangelung eines besseren Arguments verweist Gott auf die Geschichte, um in den Ethnozentrismus des alten Israel eine Bresche zu schlagen, in einen Ethnozentrismus, den wir in unseren Kulturen und Kirchen immer wieder reproduzieren.

Im heutigen Europa hat man eine klare Unterscheidung zwischen dem politischen Flüchtling und dem Wirtschaftsflüchtling eingeführt, mit der entsprechenden Gesetzgebung und repressiven Maßnahmen. Wenn auch widerstrebend, sind die Staaten bereit, das Recht auf Asyl und Schutz des ersteren anzuerkennen angesichts der Gefahr für sein Leben oder angesichts von Gefängnis oder Mißhandlungen, die ihm in seinem Herkunftsland drohen. Dem Wirtschaftsflüchtling dagegen spricht man jegliches Recht ab, obgleich er der gleichen Lebensgefahr ausgesetzt ist, da ihm die Mittel fehlen, um in seiner Region oder seinem Land zu überleben, die von Dürre, Kriegen oder wirtschaftlicher Rezession betroffen sind. Nur allzu leicht vergessen Gesetzgeber und öffentliche Meinung, daß von 1840 bis 1914 etwa 70 Millionen Europäer nach Nordamerika, Brasilien, Uruguay, Argentinien, Südafrika und Brasilien auswanderten, weil sie unter Hunger und Arbeitslo-

sigkeit litten und darin tatsächlich mit den Wirtschaftsflüchtlingen von heute wetteifern können. Es ist gut, sich an die Mahnung im Deuteronomium zu erinnern: *«Du sollst das Recht von Fremden und Waisen nicht beugen ... Denk daran: Als du in Ägypten Sklave warst, hat dich der Herr, dein Gott, dort freigekauft. Darum mache ich es dir zur Pflicht, diese Bestimmung einzuhalten»* (Dtn 24,17-18); *«... ihr sollt die Fremden lieben, denn ihr seid Fremde in Ägypten gewesen»* (Dtn 10,19).

Diese Erinnerung ist keineswegs ausgelöscht, und so hat uns folgende Begebenheit tief bewegt: Als wir spät in der Nacht in der deutschen Stadt Neuwied ankamen, trafen wir vor einer Unterkunft ausländischer Migranten junge Leute an, die in der Kälte Wache hielten, um die Sicherheit und Ruhe der Bewohner zu garantieren angesichts der Welle von Attentaten durch Neonazis, die in anderen Städten Deutschlands in ähnlichen Heimen Brände legten. Ebenso hat in Italien der zivile Ungehorsam von Gemeinden und der Caritas albanischen und afrikanischen Migranten, denen von seiten der Regierung Abschiebung drohte, Asyl und Schutz verschafft. In den Vereinigten Staaten hat in den 80er Jahren die Sanctuary-Bewegung Tausende von salvadorianischen Flüchtlingen aufgenommen, versteckt und geholfen, sie an die Grenze zu bringen; diese Flüchtlinge wollten nach Kanada, um der Repression in ihrem Land zu entgehen, für die die US-amerikanische Regierung Finanz-, Ausbildungs- und Waffenhilfe geleistet hatte.

Solche Taten und Räume der Zuwendung lassen die - in der Welt der Nomaden so zentrale - Tugend der Gastfreundschaft wiederaufleben, die in ihrer Fülle als Mysterium Gottes wiedergewonnen werden muß, des Gottes, der in der Person des Fremden vorbeikommt und uns besucht. Der Hebräerbrief erinnert uns daran mit einer schönen Bemerkung: *«Vergesst die Gastfreundschaft nicht, denn durch sie haben einige, ohne es zu ahnen, Engel beherbergt.»* (Hebr 13,2)

Damit Gott in der Fremde sichtbar wird, muß es Zuwendung, Bereitschaft zum Teilen und Solidarität geben.

JOSÉ OSCAR BEOZZO

¹ Für genauere Daten über die internationale Migration und Flüchtlinge vgl. die Stichworte «Population and Population Movements: International Migration; Refugees», in: Encyclopaedia Britannica, Book of the Year 1994, 1995.

² «Governments are urged to promote, through family reunion, the normalization of the family life of legal migrants who have the right to long-term residence»; vgl.: United Nation International Conference on Population and Development: Program of Action (unofficial information version) 30-09-1994, X, B, 10.13.

³ Vgl. J.H. Elliot, Um lar para quem não tem casa. Interpretação sociológica da primeira carta de Pedro (São Paulo 1985); P.A. de Souza Nogueira, O evangelho dos sem teto. Uma leitura da primeira carta de Pedro (São Paulo 1993).

⁴ Ch. Péguy, Das Tor zum Geheimnis der Hoffnung (übers. von H.U. v. Balthasar) (Einsiedeln 1980) 14-16.

Aus dem Portugiesischen von Victoria M. Drasen-Segbers

1941 in Santa Adélia, São Paulo, geboren; 1964 in der Diözese Lins zum Priester geweiht; Studium der Philosophie in São Paulo, der Theologie an der Gregoriana in Rom, der Soziologie und Sozialen Kommunikation an der Katholischen Universität Löwen, Belgien; Promotion in Soziologie mit einer Arbeit über die katholischen Studentenbewegungen in Brasilien (Os movimentos universitários católicos no Brasil, Löwen 1968). Exekutivsekretär des CESEP (Centro Ecumênico de Serviços à Evangelização e Educação Popular); Mitglied des Direktionskomitees der CEHILA (Studienkommission für die Geschichte der Kirche in Lateinamerika); Professor an der Fakultät für Theologie in São Paulo, Vikar in Lins. Veröffentlichungen: Igreja no Brasil: de João XXIII a João Paulo II (São Paulo 1995); Herausgeber der portugiesischen Ausgabe des fünfbandigen internationalen Standardwerkes G. Alberigo (Hg.), Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils (deutsche Ausgabe Mainz 1997ff). Anschrift: Rua Oliveira Alves, 164, 04210 - 060 São Paulo (SP), Brasilien.

Paul Philibert

Pilgerschaft zur Ganzheit: ein Bild christlichen Lebens

In den ersten Tagen des 14. Jahrhunderts verfaßte Dante Alighieri diese unsterblichen Zeilen:

«Nach halber Fahrt durch unser Erdenleben
Fand ich in einem Wald mich, irrgegangen,
Weil ich des rechten Wegs nicht achtgegeben»¹.

Vielleicht hat kein anderer Text der westlichen Literatur verstanden, das Thema der spirituellen Pilgerschaft so eindrucksvoll darzustellen wie diese Eröffnungszeilen der *Göttlichen Komödie*. Der Autor dieses unver-

gänglichen Werkes war ein Exilant auf einer Pilgerreise, um eine neue Heimat zu finden und die Welt verstehen zu lernen. Politische Feinde hatten ihn der Korruption beschuldigt, ihn mit einer Geldstrafe belegt, seinen Besitz konfisziert und ihn zum Tod durch Verbrennen verurteilt. In der *Göttlichen Komödie* erzählt er die Geschichte einer Reise der Läuterung, die den gepeinigten Poeten durch Sphären der Bestrafung, Reinigung und ewiger Seligkeit in eine andere Welt führt².

Dante behauptete, daß diese Hoffnung dazu diene, die Menschen, die in den Konflikten der Welt gefangen seien, dadurch aus ihrer Misere zu befreien, daß sie zu einem Zustand von Glückseligkeit geführt würden. Was Dante getan hat, besteht zumindest darin, eine universelle Erfahrung anzusprechen, unter der jeder Mensch zuweilen leidet: seinen Besitz und seine Bedeutung zu verlieren. Diese Erfahrung der *Anomie* entsteht durch den Verlust der Unterstützung durch Beziehungen und Umwelt - den Tod von Freunden oder dem Fehlen von Arbeit. Indem er den Leser auf seine Reise durch das *Inferno* (die höllische